

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen

Band: 41 (1970)

Heft: 3

Artikel: Tagebuch-Notizen einer Praktikantin in einem Mädchenheim für Nacherziehung : Schicksale, Hoffnungen und Enttäuschungen [Schluss folgt]

Autor: R.H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-807010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tagebuch-Notizen einer Praktikantin in einem Mädchenheim für Nacherziehung

Als wir zwei Praktikantinnen im Korridor einige Minuten auf die Leiterin warten mussten, erlebten wir schon die wahrsten Wunder. Ein paar Töchter standen dort ganz aufgeregt in einer Diskussion über den Besuch, den eine von ihnen soeben gemacht hatte. In lauter Empörung fluchten sie über ihre Angehörigen. Als die Vorsteherin dazukam, waren sie kaum gewillt, uns zu begrüßen. Sie stellten sich so vor, wie sie eben sind und gaben sich kein bisschen Mühe, sich von einer etwas anständigeren Seite zu zeigen. Auf der einen Seite war es gut so, man wusste wenigstens von allem Anfang an, mit wem man zu tun haben würde.

Der 1. Sonntag

Am Morgen gingen wir in jedes Zimmer, um nachzusehen, ob wirklich alle aus den Federn seien. Nun ging das «g'Chär» gleich wieder los. Die eine hatte keine Strümpfe, die andere hatte einen Rock, der ihr nicht passte. Dort musste man mahnen, dass sie nicht zu viel Schminke auftragen, wieder andere fluchten, dass es Sonntag war und man «z'Predig» müsse und am Nachmittag «ga tschumple». Um 10 Uhr marschierten wir in die Kirche. Wir beide hatten jede zwei Töchter zur Betreuung erhalten, mit denen wir gehen und in der Kirche zwischen ihnen sitzen mussten. Es waren solche, bei denen man Angst haben musste, dass sie bei der erst besten Gelegenheit davonlaufen würden.

Zigaretten-süchtig

U. ist ein grosses Problem für mich. Sie ist zigaretten-süchtig im höchsten Grade. Für eine Zigarette würde sie alles tun. Ihre grösste Klage: «Wenn man nur rauchen könnte!» Oft schleicht sie herum und sagt zu niemandem ein Wort. Ihr gequälter Gesichtsausdruck verrät, dass sie sehr unter dem Hiersein leidet. Sie kann sich an nichts freuen. Ihre Eltern sind geschieden. Von ihrer Mutter weiss sie kaum etwas. Lange Zeit hat diese ihr geschrieben: Eine anonyme Mutter schreibt ihrer Tochter! Und die Tochter weiss nicht, wer diese Frau ist. Die Pflegemutter nahm sich das Leben. Grund: Sie sah voraus, zu was sich ihre Pflөгetochter entwickeln würde. Zurück blieb ein armes Waisenkind, das genau realisierte, warum diese Frau freiwillig aus dem Leben schied. Der Vater heiratete wieder, eine Frau, die U. nicht leiden mochte. Ist es nicht verständlich, dass ein solches Kind missraten musste!

Nur nicht müde werden!

Es ist schwer, mit U. zu arbeiten. Die Einstellung zum Leben überträgt sich natürlich auch auf die Arbeit. Man muss sie ständig anspornen, dass sie überhaupt

Schicksale Hoffnungen und Enttäuschungen

etwas tut. Sie kommt viel zu mir, oft spät abends, weil sie nicht schlafen kann . . . Jeden Abend spreche ich ihr Mut zu, ich sage ihr, dass es erst recht anfangs mit dem Elend, wenn sie von hier fortlaufe. Sie könne schliesslich nicht vor dem eigenen Ich davonlaufen. Nach solchen Gesprächen verspricht sie, nicht auszuziehen . . . U. ist für mich eine sehr grosse Belastung. Sie bringt mich in grosse Zweifel. Und doch weiss ich: sie ist nun meine «Nächste». Also darf ich nicht müde werden, ihr immer wieder zuzuhören und Mut zuzusprechen. O, es ist sehr schwer, einem Menschen, der kein Selbstvertrauen mehr hat, ein wenig Mut einzuflössen! Sie droht sogar, ihrer Pflegemutter folgen zu wollen. Eines Abends, wie ich um 11 Uhr in mein Zimmer trete, liegt ein Brief auf dem Fussboden. Meine ganze Hoffnung, all meine guten Gedanken sanken ins Nichts. War nun meine ganze Mühe, all mein Zureden, das grosse Vertrauen, das sie mir geschenkt hatte, umsonst? Was soll ich tun? Habe ich wirklich keinen grösseren Einfluss auf diese Mädchen? Ich glaube, U. ist ein Mensch, dem man nicht mehr helfen kann. Und wer ist schuld an diesem traurigen Schicksal? Wieder einmal die Eltern!

P. hat ein Schicksal, das mir sehr am Herzen liegt. Hier schrieb sie mir auf, was sie selber über die zwei Jahre im Heim denkt:

Ich nenne mich C. P. Ich bin ein Mädchen, das die Ordnung sehr liebt und auch die Arbeit nicht scheut. Ich komme von geschiedenen Eltern. Ich erlebte nie, was eine Familie wirklich ist und das ist mein grösstes Problem. Ich habe zwei Brüder und eine Schwester, die ich alle sehr liebe. Wir alle liebten auch unsere Mutter sehr. Den Vater jedoch habe ich nur einmal in meinem Leben gesehen. Ich weiss nur, dass er ein grosser Trinker ist. Da wir nie die warme Geborgenheit bei unseren Eltern verspürten, wuchs und steigerte sich in uns eine Opposition den Eltern gegenüber. Ich glaube, ich bin in unserer Familie der schwierigste Fall. Und dies zu wissen, bereitet mir die grössten Probleme. Da ich von meinen Schwierigkeiten weiss, ist mein Wunsch, mich zu ändern. Aber es geht einfach nicht allein. Obwohl ich vor meinem Hiersein nicht zu Hause war, hatte ich das Glück, immer bei netten Leuten untergebracht zu sein. Ich hatte genug zu essen, konnte auch etwas verdienen und wurde recht behandelt. Leider wusste ich mit meiner Freizeit nichts Rechtes anzufangen und ertrug es nicht, allein in meinem Zimmer zu sein. So verbrachte ich meine freie Zeit in den Restaurants und konnte mich leider oft auch nicht beherrschen — und trank! Ich hoffte, Anschluss zu finden bei guten Kolleginnen und Kollegen, aber ich fand auch dort die erhoffte Geborgenheit nicht. Meine Mutter und auch meine Für-

sorgerin fanden, dass es das beste sei, wenn ich eine Zeitlang hier in dieses Heim komme. Das Heim finde ich an sich gut, doch ich merkte bald einmal, dass die meisten meiner Kameradinnen hier Schlechteres getan hatten als ich. Anstatt dass sie mir halfen und mir den guten Weg zeigten, halfen sie bei jedem Blödsinn, den ich tat, mit und spornten mich auch noch dazu an. Ich finde, man sollte um Menschen herum sein, die einen festen Charakter haben, damit man sich an diesen guten Vorbildern orientieren könnte. Nur so verspreche ich mir eine Besserung meines schwierigen Charakters. Da die meisten Eltern meiner Kameradinnen versagt haben, und sicher auch väterlicherseits, sucht jedes von uns im Grunde genommen die Führung eines richtigen Vaters. Dies finden wir hier nicht, denn das Heim wird von einer Frau geleitet. Ich habe die Leiterin zwar sehr gern, denn sie ist streng mit uns, und das brauche ich auch. Nur ist es schade, dass sie oft viel zu wenig Zeit hat für uns, und dass viele ihrer Ansichten ein bisschen altmodisch sind, oft den heutigen jungen Leuten nicht angepasst. (Anmerkung der Praktikantin: Dies finde ich persönlich zwar gar nicht!) Meine Erfahrung ist, dass es das beste ist, wenn man sich in einem solchen Heim keine Freundin aussucht, denn bei diesen eifersüchtigen und falschen Mädchen ist eine Freundschaft ja fast nicht möglich. Die meisten kommen aus schlechten Milieus, und dies ist ja eben nicht das, was wir brauchen! Was ich arbeite, ist mir ziemlich egal, nur möchte ich für meine Arbeit bezahlt sein. Es ist schwer, wenn man vorher verdient hat und nun plötzlich alle Arbeit umsonst verrichten muss. — Wenn mir plötzlich alles einfach stinkt, finde ich es das beste, wenn ich mich vollsaufe oder Tabletten schlucke. Im Grunde weiss ich genau, dass dies nichts nützt, aber im Moment ist es eine Kurzschlussbehandlung. Ich bin sonst normal, aber ich spüre selbst, dass ich irgendwo eben doch spinne. Mir fehlt ganz sicher ein guter, aber strenger Vater. Ich hoffe, dass ich trotz allem einmal einen guten Mann finde und dass ich das, was mir fehlt, in einer eigenen Familie finden kann. Heute sehe ich auch, dass die zwei Jahre hier nicht ganz umsonst waren. Und dafür bin ich sehr dankbar.

(So klar sieht dieses junge Menschenkind seine Situation!)

War wohl alles umsonst?

Wie ist es möglich, dass man sich in einem Menschen so täuschen kann? M. ist eigentlich von allen Mädchen hier das vernünftigste. Mit ihr kann man normale Dinge diskutieren. Sie ist auch die einzige, die mit klassischer Musik etwas anfangen kann. Da sie die Sekundarschule besucht hat, ist sie auch normal intelligent. Wir beiden Praktikantinnen behandelten sie gar nicht so recht als Zögling, eher als gute Kollegin. Schon bald wäre es so weit, dass sie entlassen wird, um in eine Bäuerinnenschule einzutreten.

Heute musste M. für das Haus auf die Post. Bei dieser Gelegenheit gab ich ihr Fr. 200.— mit, damit sie auch meine Rechnungen bezahlen könne. Als sie zurückkam, zählte sie der Leiterin mein restliches Geld auf den Tisch. Der Betrag stimmte auf den Rappen. Als ich aber das Postbüchlein mit dem Geld nehmen wollte, fehlten Fr. 60.—. Wir riefen M. und frag-

ten sie nach dem fehlenden Geld. Mit der grössten Unschuldsmiene beteuerte sie, dass sie es ja genau auf den Tisch gezählt hätte. Zu mir sagte sie, dass sie froh sei, dies getan zu haben. Alle Taschen und das ganze Büro wurden untersucht. — Dazu kam, dass im Büro noch ein anderes Mädchen sass, und die Leiterin hatte zwei- bis dreimal das Büro verlassen, während das Geld noch auf dem Pult lag. Natürlich fiel der Verdacht sofort auf dieses Mädchen. Sie behauptete aber ebenfalls, nichts davon zu wissen. M. redete auf diese Kameradin ein, dass sie es doch zugeben möge, denn es liege ja fast auf der Hand, dass sie es genommen hätte. — Nach ein paar Tagen fiel mir auf, dass M. sich ein paar neue Sachen anschaffen konnte. Doch wusste ich, dass ihr die Leiterin Fr. 20.— Sackgeld gegeben hatte. Mein Verdacht stieg jedoch mehr und mehr. Ich ging schweren Herzens zu der Vorsteherin und teilte ihr mit, dass ich je länger je mehr M. im Verdacht hätte. Sofort glaubte auch sie daran. M. war ja wegen Stehlens ins Heim gekommen. Am andern Tag reiste die Vorsteherin mit M. nach Bern, um die Bäuerinnenschule anzusehen. Mit der Fürsorgerin zusammen lenkte sie das Gespräch ganz diplomatisch aufs Sackgeld. Plötzlich sagte die Leiterin zu M.: «Gelt, du hast das Geld gestohlen?» Kleinlaut gab sie es dann zu. Von den andern Mädchen hat es niemand erfahren. Nicht einmal das übrige Personal. — Für mich war dies ein sehr tragisches Erlebnis. Nun kommt M. in ein paar Wochen aus dem Heim und man muss fast befürchten, dass sie noch gleich weit ist wie am Anfang. Waren denn die fast 3 Jahre umsonst?

Welche Verlorenheit!

Ich habe es bald satt, immer und immer wieder solche Enttäuschungen zu erleben. Von Chr. habe ich wirklich immer geglaubt, dass sie ein nettes und anständiges Mädchen sei. Sie hat ihr Vertrauen fast niemandem hier geschenkt. Sie hat sich auch nicht Mühe gegeben, mit ihren Kameradinnen in engeren Kontakt zu kommen. Vielleicht ist es auch deshalb, weil sie nicht gut deutsch kann. In jeder freien Minute sitzt sie auf ihrem Bett und verschlingt ein Buch nach dem andern. Oft schreibt sie auch. Nicht nur Briefe, sondern auch Gedichte und Tagebücher. Chr. ist sehr intelligent. Ich diskutiere oft lange Zeit mit ihr. Lange wusste ich nicht, dass sie vorher in einer ganz schlimmen und in ganz Lausanne gefürchteten Bande lebte. Dies kam erst aus, als einmal der Boss dieser Bande sich um unser Haus schlich und sie herausholen wollte. Sie erzählte mir nachher, die Bande bestehe aus zirka 40 Mann, alle bewaffnet (?) und fast alle hätten ein Auto . . . An dem Tag, als sie sich um unser Haus schlichen, waren alle Mädchen ganz aufgereggt und fürchteten sich sehr. Sie hörten auch morgens um 4 Uhr, dass jemand so komisch pfiiff im Garten. Zum Glück hat Chr. einen «schwarzen» Brief an den Boss geschrieben, dass es hier im Heim nicht so schlimm sei, wie sie es sich am Anfang vorgestellt habe. Sie sollten verschwinden und sie in Ruhe lassen. Auf das hin gab es dann wirklich Ruhe. Grund dafür, dass sie dies geschrieben hatte war, dass Chr. einen festen Freund hat, und zwar nicht aus dieser Bande. Sie benahm sich diesem zuliebe so.

R. H.

(Schluss folgt)